

Wenn einer eine Reise tut . . .

Von Tisa Schulenburg

Die Fahrt von Altona nach München steht mir bevor. Ich graule mich. Stehen! 22 Stunden! „Stell dich nicht an“ sagte ich mir, „es gab vor nicht langer Zeit Zählappelle, da standen die Menschen, standen in Frost, Regen und Schnee, in Schrecken und Angst — und du kannst dies nicht?“

Dann stehe ich im Zug. Ich weiß kaum wie. Die Masse Mensch wogt im Wagen, der ein Stehwagen ist, hin und her. Jeder schimpft jeden an. Die Kinder weinen. Ellbogen fahren einem ins Gesicht. Gesäße wuchten sich vorbei; Knie bohren sich überall hinein. Wird die Unruhe ewig so weitergehen? Koffer werden geschoben. Die blonde Frau neben mir zetert einen Mann an. „Wenn Sie stoßen, stoße ich wieder.“ Die Menge murmelt: „Rhabarber, Rhabarber.“ Unerwartet schnell ist plötzlich Ruhe. Jeder hat sich einen Platz, sei es auch nur ein Steh- oder Schwebeplatz, erobert. Im Eingang gibt es von Zeit zu Zeit, sowie einer zusteigen will, Hysterieausbrüche.

Kaum fährt der Zug, lernen wir wieder das Lachen. Denn nun werden wir sehen, ob es in Deutschland noch Optimisten gibt. Am Dammort! Am Hauptbahnhof! Wirklich gibt es noch welche, die zusteigen wollen. Ein Gerumpel über unsern Köpfen — das Schattenbild unseres Wagens an einer Wand verrät uns, daß sie aufs Dach steigen.

Jede Erregung verlangt ihren Tribut. Die Kinder müssen ihren sofort entrichten. Aber wie? Ein Durchkommen gibt es nicht. So werden sie als steif ausgestrecktes Päckchen von der Menge über den Köpfen weitergereicht. Die Kinder strahlen. Plötzlich müssen alle. Ja, und was machen wir? „Lassen Sie man“, sagt mein Nebenmann, „heut schwitzen wir's aus.“ Wirklich, allen fließt der Schweiß in Strömen herunter.

Müssen diese Menschen denn wirklich alle fahren? Ich frage links und rechts. Der Matrose kommt „schwarz“ von der Beerdigung seines Vaters in Berlin, fährt zu Braut und Kind nach Oberstdorf. Diese Frau holt ihren Jungen aus dem Kinderheim ab. Ihre Nachbarin — schwarz aus Berlin — fährt zum Besuch ihrer todkranken Schwester nach Garmisch, besuchte

erst eine alte Tante in Hamburg. Dieses Mädels will ins Russische — ein Todesfall. Dieser Mann zu seinen Eltern seit 42 nicht gesehen. Was soll man sagen? Wie nie zuvor sind die Familien zerrissen und zerstreut, Strandgut, das nach wüster Flut hier und da hochgespült wurde.

Eine sinnige Eisenbahndirektion hat diese Wagen „Stehwagen“ benannt. Ja, die Koffer stehen. Es sind keine Gepäck-



netze da. Im Eingang stehen auch die Menschen. Wie einst auf dem Kasernenhof, Kopf hoch, Bauch rein, Hände an der Hosennaht — im Wagen aber sitzen, hocken, liegen sie auf den Koffern und auf dem Boden. Vorsichtig sucht man seine Glieder zusammen, ehe man sie bewegt — dein Bein, mein Bein, sein Bein.

Die Fenster! Einst stand darunter: Hin-auslehnen verboten! Heute sind sie zum Einsteigen und Hinausspringen da. Daß sie viel zu hoch sind, daß keine Frau allein hineinkommt, daß alle dabei ächzen und schwitzen, der, der unten hievt, der, der oben zieht, das arme Opfer in der Mitten — wir nehmen es hin. Das gehört alles zu unserm deutschen Leben, wo plötzlich alles so ge-

worden ist, als ob auch die kleinsten Dinge des Alls sich gegen uns verschworen haben.

An einer Station erscheint am Fenster ein Knabengesicht, elend, verängstigt. Mein Gott, das Kind muß mit. Dem Kind folgt ein Sack, noch etner, eine, zwei Taschen Zwiebeln! Danach ein Mann. Auch Zwiebeln! Die Frauen halten sich die Nase zu. Beschämt winkle ich meine Beine unter die Bank und lasse den Mann, der lang, elend und dünn ist, neben mir stehen. Müde schwankt er hin und her. „Es geht“, sagt er, „ich habe stehen gelernt. Ich war auch im KZ vier Jahre! Ja, das Stehen habe ich gelernt.“

Das Recht auf unsere Knie, auf unsere Füße gestehen wir dem andern zu. Das Recht auf unseren Sitzplatz? Nein. Wir Besitzer der Bank fühlen uns, hat je ein Grundbesitzer sich so gefühlt? Die schwerste Probe haben wir an der Grenzkontrolle in Eichenberg zu bestehen. „Alles aussteigen zur Kontrolle mit Gepäck.“ Und unsere Plätze? Das ist die bange Frage, die alle bewegt. „Bekommen Sie wieder“ sagt der Polizist. Er hat gut reden. Gehen wir je wieder in den Wagen hinein? Wenn nur ein einziger Koffer anders steht, ist es unmöglich. Nachts um 1½ Uhr: Eichenberg. Endlich können alle, dürfen alle, die müssen. Eine Erlösung! Brave stehen am Häuschen Schlange, weniger Brave steigen nach der andern Seite, ins Dunkle, wo im milden Licht einer fernen Laterne schon mehrere Bächlein auf der Erde erglänzen.

Unsere Plätze! Wie eine Herde von Kampfstieren bedrängen wir die Tür, die der Polizist bewacht. Der Sturm! Die Verwirrung! Die Finsternis! Sie aber! Sie standen doch nicht hier!“ „Und der Koffer, wo kommt der denn her?“ „Und hier sitzt eine Frau, die vorher nicht hier saß! Der Besitzer des Platzes kommt und schweigt. Doch das dulden die andern nicht. „Heda, Sie, da sitzt doch der junge Mann!“ Doch da bricht es schon los, die aufgestaute Wut der Frau macht sich Luft. „Natürlich, wir armen Flüchtlinge! Gehetzt, müde, nirgends haben wir ein Recht!“

Am frühen Morgen sehe ich mich um. Wie sehen alle aus! Zusammengesunken, dem Schlaf hingegeben. So recht wie ein Bild des Deutschlands von heute. Die Geste des Schlafs, sonst ist sie Ruhe und Frieden. Hier wird die Fried- und Freudlosigkeit sichtbar. Die Beine sind den meisten geschwollen. Entsetzt sehe ich an meinen Säulen hinunter. Doch was macht das? Ich werde einen Freund wiedersehen, den ich acht Jahre lang nicht sah. An unsere deutschen Beine muß er sich gewöhnen. Ich verabschiede mich von den Kameraden der Nacht und trotte vom Bahnsteig.